

Knute fürchten. Darin sollen sie sich aber ge-
läufig haben! Besonders die Abgeordneten,
die sie verfolgen, sind keine Furchthaien, die
sich durch die Pressesüchse in die Enge treiben
lassen.

Ehe ich zu einem anderen Kapitel übergehe,
erachte ich es für meine Pflicht, zu erklären,
daß nach meiner Meinung der Nachrichten-
redaktor bisweilen keine Ahnung davon hatte,

was bei ihm vorging; ich habe ihn einmal we-
gen eines, die Regierung sehr bloßstellenden
Artikels auf die Gefahren solcher Publika-
tionen aufmerksam machen wollen. Doch siehe
da, die ehrsame Dame von Wels lag in der
Welt herum ohne Kontrolle und bezimmelte
ohne Bedenken alle Gefühle und Besinnungen
ihrer Gebieter, denen sie auch heute noch in
gleicher Weise ergehen ist, als die Glocke ihrer
Taten. (Schluß folgt.)

Beantwortung der Interpellation des Abg. Peter Büchel.

Aus der Landtagsitzung, 30. Dezember 1925,
15.25 Uhr.

Dr. Beck tritt ab, Marger übernimmt das
Präsidium.

Regierungschef: Wir haben gestern
die Interpellation des Herrn Peter Büchel nicht
sofort beantwortet, weil es sich um eine Sache
von bedeutender Tragweite für das ganze Land
handelt. Nunmehr ist die Interpellation in der
Sitzung des Regierungskollegiums besprochen
und in der Geheimitzung des Landtages soeben
durchberaten worden. Die Antwort, die wir
darauf geben, ist folgende:

1. Auf die erste Frage, die da lautete: Wie
steht es mit der Konzeffionierung der Klassen-
lotterie?

Antwort: Ist in der Geheimitzung erteilt
worden. Bestehen Sie auf der vollständigen
Veröffentlichung des Vertrages?

Peter Büchel: Wenn das zum Schaden
des Landes ausfallen könnte, verzichte ich
darauf.

(Auf die erste Frage ist also an die Deffent-
lichkeit des Liechtensteiner Volktes überhaupt
keine auch nur irgendwie befriedigende Ant-
wort gelangt.)

Auf die Fragen: Besteht ein Vertrag zwischen
Staat und Unternehmen? Wie lautet er?

Antwort: Den Vertrag haben Sie ja soeben
in der Geheimitzung kennen gelernt.

(Auf die zweite Frage wird abermals an die
vorangegangene Geheimitzung verwiesen; das
Volk, der gewöhnliche, sterbliche Bürger, darf
ja nicht erfahren, was die herrschenden Herren
ausmachen.)

3. Auf die Fragen: Handelt es sich bei der
Konzeffion des fraglichen Unternehmens um
ein Monopol? Wenn ja, wie läßt sich das mit
Art. 36 der Verfassung vereinbaren?

Antwort: Es handelt sich nicht um ein Mo-
nopol. Denn wir haben nicht versprochen, daß
sich kein anderes ähnliches Unternehmen im
Land aufstun dürfe. Wir haben nur verspro-
chen, daß wir alle Schritte unternehmen wol-
len, um das Monopol für das in Frage kom-
mende Unternehmen mit unseren Gesetzen in
Einklang zu bringen und daß wir bis dahin
keinem anderen ähnlichen Unternehmen eine
Konzeffion erteilen.

(Die Beantwortung der dritten Frage war
entschieden ein Meisterstück der Staatsränke-
kunst. Wenn man aber die schützende Umklei-
dung schöner Worte rückwärts herunterreißt
und die nackte Tatsache sieht, nimmt es sich
ganz anders aus: Zuerst ein prunkender Auf-
wand von Worten, daß es sich nicht um ein Mo-
nopol handelt. Dann wird im hohen Schreie
der Begeisterung sachlich da- wieder vollstän-
dig zugegeben, daß es sich um ein Monopol
handelt. Und außerdem, daß das Monopol
ohne Befragung des Landtages tatsächlich erteilt
wurde, daß also tatsächlich Art. 36 der
Verfassung gebrochen ist.)

Auf die Fragen: Welche Kautions wurde be-
dingen, wann und wo wurde sie erlegt und in
welchen Werten?

Antwort: 100,000 Fr. Kautions wurden be-
dingen, sofort überwiesen an die Sparkasse und
von dort an die Landeskassa, wo sie heute noch
liegen.

Die Beantwortung der vierten Frage ergibt
wenigstens den einen Trost, daß das Land
100,000 Fr. in Händen hat. Es ist aber eine
andere Frage oder wohl schon bald keine Frage
mehr, ob unser Land im Ansehen des Auslan-
des nicht durch zwei größeren Schaden er-
litten hat, als durch 100,000 Fr. aufgewogen
werden kann. Man denke nur an die Schädli-
gung der Kreditwirtschaft und des Fremden-
verkehrs, wenn es im Ausland heißen wird:
Liechtenstein, das Land der staatlich konzeffio-
nierten Schwindelunternehmungen, wo die
herrschenden Staatslenker selber den Rahm ab-
schöpfen. Unser Volk ist geduldig und ruhig.
Aber alles hat einmal ein Ende. Man treibe
das Volk nicht zum Neffen!

Auf die Frage: Was schuldet das fragliche
Unternehmen dem Lande einschließlich Brief-
marken?

Antwort: Ueber 365,000 Fr.

Auf die fünfte Frage erfährt man, daß das
Unternehmen unserem Lande wenigstens über
365,000 Fr. schuldet. Was unsere uneigennüt-
tigen Staatslenker dem ihnen so nahe stehenden
Unternehmen von diesem Betrag bisher schon
einschüßeln in ebensolcher Weise geschenkt haben,
das wurde vielleicht auch in der Geheimitzung
beantwortet! In der Deffentlichkeit des rings-
um besetzten Landtagszimmers hat sich der Herr
Regierungschef jedenfalls mit starker Stimme
und schönen Worten so schnell und so unklar
als nur irgend möglich um diese entscheidende
Frage einschüßeln herumgedrückt. Dieselbe
Frage, voll und wahr beantwortet, hätte ihm
und seinen Freunden für die nahe bevor-
stehenden Landtagswahlen die denkbar schlech-
teste Wahlpropaganda abgeben müssen.

6. Auf die Frage: Was schuldet das Unter-
nehmen bei Privatden?

Antwort: Nichts. Alle bis heute gestellten
Rechnungen sind bezahlt.

Auf die sechste Frage erfährt man also, daß
alle von Privatden eingelaufenen Rechnungen
bezahlt sind. Bei den Privatden hört man aber
allenthalben das Gegenteil. Indessen wird
man sich denken: Wenn die ganze Gesellschaft
eines schönen Morgens durchgegangen ist, dann
soll nicht nur der Staat den Schaden haben,
sondern auch die Privatleute die so summa ma-
Die Hauptfrage ist, wenn gewisse Leute
den Nutzen davon haben. Und um die darf
einem nicht lange sein angesichts der Direkto-
rengehälter und anderer Einnahmen, die im-
mer mehr durchzuführen drohen.

7. Wer hat den Kredit für die Briefmarken
bewilligt? Das kann nach Art. 62 der Verfas-
sung nur der Landtag.

Antwort: Es ist eben nicht anders gegangen.
Man mußte es so machen. Sonst wären die
Verhandlungen gescheitert.

Auf die siebente Frage erfährt man, wenn
man die schöngepliegelten und furchtbar auf-
bauschenden Worte des Reg.-Chefs durchschaut,

abermals einen inhaltlich klar zugestanden
groben Bruch unserer Verfassung. Wenn ein
Schuldbuch eine Spitzbüberei ange stellt hat und
man zwingt ihn, Rede zu stehen, so sagt er: Ich
kann nichts dafür. Wenn unser Reg.-Chef sich
einer groben Verletzung der Verfassung schuldig
gemacht hat und man zwingt ihn Rede und Ant-
wort zu stehen, so weiß er nach 24stündiger
Vorbereitung inhaltlich nichts Besseres zu sa-
gen, als: Ich kann nichts dafür.

8. Auf die Frage: Wer bietet Garantie, daß
diese Schurk (365,000 Fr.) an das Land abge-
zahlt wird?

Antwort: Die Kautions von 100,000 Fr. liegt
ja auf der Kassa.

Zur Regierungsantwort auf die achte Frage
ist jeglicher Kommentar überflüssig.

9. Auf die Fragen: In welcher Art ist das Un-
ternehmen konstituiert, welche Art von Gesell-
schaft stellt es dar, ist es überhaupt im Han-
delsregister eingetragen?

Antwort: Es ist noch nicht eingetragen, weil
aber in Vaduz Rechtsdomizil nehmen.

Die Beantwortung der 9. Frage ergibt also
mit erstaunlicher Klarheit, daß die von Peter
Büchel ausgesprochenen schlimmsten Befürch-
tungen bis auf den heutigen Tag und wer weiß,
wie lange noch, in vollstem Ausmaße begründet
sind: Das ganze Unternehmen ist überhaupt
noch nicht handelsgerichtlich eingetragen, jegli-
cher gesetzlichen Grundlage entbehrend, die
ganze Gesellschaft kann morgen verschwinden
sein und die Liechtensteiner sind wieder einmal
en gros angefahren. Vielleicht kommen
dann im Laufe der nächsten Jahre viele andere
ähnliche „Gesellschaften“, lassen sich gegen ein
gutes Trinkgeld vom Land ein paar mal hun-
derttausend Franken schenken, um dann kalt-
lächelnd wieder abzugehen.

Edel muß man sein und freigebig, man hats
ja! Und den Schaden haben nur die Steuerzah-
lenden dummen armen Leute, die Bauern und
Arbeiter.

10. Auf die Fragen: Ist es wahr, daß unsere
Sparkassa, genannt Landesbank, ohne Wissen
des Verwaltungsrates mit dem Unternehmen
in Verbindung gebracht wurde? Worin besteht
diese Verbindung?

Antwort: Das erste ist nicht wahr. Im Ge-
genteil, es liegt ein einseitiger Verwal-
tungsratsbeschluss vor.

Die Antwort auf das zweite ergibt sich aus
dem Vertrag, den Sie in der Geheimitzung
kennen gelernt haben.

Aus der Antwort auf die zehnte Frage er-
hellte abermals die sicherlich schwer schädigende
Verquickung eines Landesgeldinstitutes mit
diesem so überaus zweifelhafte Unternehmen,
eine Verbindung, die schon einen ganz korrupti-
onemäßigen Eindruck erwecken könnte.

11. Auf die Frage: Wer hat von Seiten der
Sparkassa zu dieser Verbindung Auftrag ge-
geben?

Antwort: Schon in 10 erteilt.
Bringt nichts Neues.

12. Auf die Fragen: Ist es der Regierung be-
kannt, daß gegenwärtig von auswärtigen Geld-
gebern bei unseren Geschäftsagenten und auch
bei anderen Vertrauenspersonen über dieses
Verhältnis Auskunft verlangt wird? — Ist es
der Regierung bekannt, daß eine Zeitung der
Innerschweiz kürzlich schrieb, daß die schweize-
rische Volksbank diese Angelegenheit aufmerk-
sam verfolgte? Ist es wahr, daß gegen das Un-
ternehmen von einem Staate des Auslandes
Vorstellungen bei der Regierung eingelaufen
sind?

Antwort: Im Sinne einer förmlichen diplo-
matischen Aktion sind bis jetzt noch keine Vor-
stellungen auswärtiger Staaten gegen das frag-
liche Unternehmen eingelaufen. Hingegen lie-
gen solche Vorstellungen vor bis jetzt von Sei-
ten der Postdirektionen Wien, Staatsanwaltschaft
Chernitz, Stuttgart, mit der ausdrücklichen
Erklärung, daß ein Vertriebs der in Frage

kommenden Lotteriepöstliche im Gebiete ihrer
Staaten verboten sei.

Die zahlreichen amtlichen Vorstellungen, die
von den Staaten des Auslandes schon amtlich
gegen das sehr fragliche Unternehmen an die
Regierung gerichtet wurden, sagen genug. Die
Sache ist einfach so: Jede Lotterie kraft zusam-
men, wenn sie keine Lose verkauft. Die frag-
liche Klassenlotterie verkauft ihre Lose entwe-
der im Inland oder im Ausland. Wenn sie ihre
Lose im Inland, in Liechtenstein selber, ver-
kauft, kommt kein Geld ins Land, sondern geht
eine Unmenge Geld gerade aus dem Land hin-
aus in die großen Geldbäse der dem Auslande
angehörigen Lotteriegesellschaft.

Wenn sie ihre Lose aber ins Ausland ver-
kaufen will, dann ist sie, wie uns der Herr Reg.-
Chef in der Interpellationsbeantwortung in lie-
benswürdigster Weise mitgeteilt hat, bereits
schwer auf dem Holzweg: Die Staaten des
Auslandes schließen die Türen. Also

13. Auf die Frage: Ist es wahr, daß die Ab-
stempelungsmaschinen in Privathäusern ohne
amtliche Aufsicht aufgestellt und in Betrieb
waren?

Antwort: Die Barfrankierungsmaschinen
waren in Privathäusern aufgestellt. Ja!
Aber unter Aufsicht.

Wir wollen das Beste hoffen. Jedenfalls hat
die Schweizerische Postverwaltung auf Ord-
nung gedrungen.

14. Auf die Frage: Ist es wahr, daß mit die-
ser oder einer anderen ähnlichen Gesellschaft
neuerdings Unterhandlungen schweben oder
sind sie vielleicht schon abgeschlossen?

Antwort: Ja, man hat schon wieder mit
neuen Geldgebern zu unterhandeln gesucht.
Die Unterhandlungen sind aber gescheitert.

Durch die Antwort auf die 14. Frage ist das
Unternehmen vor jedem denkenden Manne un-
seres Volktes ersicht. Der Regierungschef
muß sachlich wohl oder übel eingestehen: Trost
der großmütigen Geschenke von mehreren
100,000 Fr., die das Land dem Unternehmen ge-
macht, braucht das Unternehmen notwendig
noch mehr Geld. Man knüpft Verhandlungen
an mit neuen Geldgebern. Aber die Geldgeber
geben kein Geld mehr, weil sie sehen, daß das
Unternehmen anfängt zu wackeln und durch-
zubrennen.

Außerdem gesteht der Herr Reg.-Chef auf
den verschlungenen Pfaden seiner Blanzhetorik,
allerdings sehr unklar, ein: Man hat schon
über einen neuen Vertrag mit dieser oder auch
schon mit einer anderen Gesellschaft unterhan-
delt und zwar zu äußerst ungünstigen Bedin-
gungen. Wenn der Karten schon so tief im
Dreck drin steckt, wie es bereits der Fall ist,
dann sind wir billig geworden. Also wirklich!
Ein Vertrag nach dem andern, eine Gesellschaft
nach der anderen. Wenn es so weiter geht,
kann es dem Lande im Laufe des nächsten
Jahres blühen, daß eines Tages die Denker un-
seres Staates eines Morgens einen Geheimver-
trag abgeschlossen haben, der da lautet: Das
Land zahlt gern ein paar mal 100,000 Fran-
ken, wenn es nur wieder eine Klassenlotterie
bekommt. Und jährlich 100,000 Fr., damit sie
doch ja da bleibt, und in den ersten 2 Jahren
werden 10 Prozent und in den folgenden Jah-
ren 20 Prozent des Verlustes vom Lande bar
vergütet.

15. Ist der Regierung bekannt, wieviel Geld
bis jetzt in das Unternehmen eingegangen ist
und wieviel verlost wurde?

Regierungschef: Herr Peter Büchel, wün-
schen Sie nach all dem, was wir in der Geheim-
itzung gesprochen haben, noch immer auch da-
rüber genaue Auskunft? Fordern Sie, daß die
genauen Zahlen an die Deffentlichkeit des Vol-
kes und des Auslandes kommen?

Peter Büchel: Nein! Nach dem, was ich in der
Geheimitzung hören mußte, könnte ich diese
Verantwortung nicht auf mich nehmen. Es

und mühtend um sich schlug. Diese Vorgänge
wirkten auch auf Mariens Gemüt sehr nachteilig;
sie zog sich immer mehr von Josephinen
zurück, ihr Benehmen gewann auch jenes Trot-
zige und Harte wie das Quittis, und nur Janny
schloß sich immer inniger an ihre Erzieherin
an und gewann bald eine solche Liebenswür-
digkeit, einen so weichen, biegsamen Willen,
daß ihr Vater in einer Umwandlung freudiger
Dankbarkeit eines Abends auf Josephinens
Zimmer ging, um ihr sein Wohlgefallen auszu-
sprechen. Nachdem er sich recht behaglich in ei-
nem Lehnstuhl niedergelassen und Josephine
sich auf das Kanapee gesetzt hatte, begann er
mit halblauter Stimme, denn er kannte die
hungrigen Ohren seiner Frau: „Sie sind jetzt
bald ein halbes Jahr bei uns und haben aus
meiner Kleinsten ein herzensbraves Kind ge-
macht, so daß ich wirklich meine Freude daran
habe; aber wie kommt es denn, daß die zwei
andern Kinder — nun, Sie verstehen mich schon
— ich will nur fragen.“

„Die Antwort ist leicht und schwer,“ entge-
nete Josephine; „leicht, weil sie auf offener
Hand liegt, und schwer —“

„Nun warum? reden Sie!“

„Schwer,“ fuhr das Mädchen fort, „weil ich
Ihnen offen sagen muß, daß die Schuld an

Ihrer Frau Comahlin liegt. Ich bin den Kin-
dern gegenüber nur eine Dienerin, ein armes
Mädchen. Nach den Ansichten ihrer Mutter
aber gibt Geld allein ein Recht auf Ansehen,
Behorlam und Ehre. Die Kinder achten mich
nicht, weil ich arm bin, und hören solche Reden
täglich aus dem Munde der Mutter, sie sehen,
wie ich in Küche und Hauswesen mithelfen
muß, sie spotten mit der Mutter über meine ar-
men Kleider, sie haben keine Ahnung davon,
daß auch der Arme etwas — ja recht viel wert
sein kann durch Kenntnisse und Tugend. Ich
gestehe mit blutendem Herzen, daß der Geld-
stolz Ihre Kinder verdorben hat und die Schuld
liegt an Ihrer Frau.“

Josephine hatte geendet und es lag wie edler
Stolz auf ihrem Gesichte, als sie dem Vater
ihrer Jüglings fest ins Auge sah.

„Das ist eine dumme Geschichte, weiß Gott!“
murrte dieser in den Boden hinein, „ich glaube
fast, meine Frau ist eine Schneee—. Hören Sie,
Fräulein, ich bin der Herr im Hause und wenn
es irgendwo fehlt, so wenden Sie sich an mich!
Ich will dem Fräulein zeigen, daß Sie Achtung
verdienen. Sehen Sie, meine Seele ist gerade
gewachsen und kennt keine krummen Reden;
ich sage es Ihnen ganz offen, als ich Sie in T.
abholte, hielt ich gerade auch nicht viel auf Sie;

Sie haben halt aus wie ein recht armes Mädchen
und da habe ich gemeint, es könnte just nicht
viel unter dem dünnen Kleid und unter dem
altmodischen schwarzen Hut stecken. Aber jetzt
habe ich Respekt vor Ihnen, Sie sollen sehen,
daß dies keine leeren Worte sind. Unserer,
der alles zahlen kann, kennt zuletzt die Dank-
barkeit bloß gegen unsern Herrgott; aber nun
weiß ich auch, was es heißt, gegen einen Men-
schen dankbar sein — ich bin es von ganzem
Herzen gegen Sie, weil Sie meine Kleinsten so
prätzig hergerichtet und weil Sie mir die
Wahrheit gesagt haben. Da habe ich einen
Pack, er war für meine Frau bestimmt; Sie
können schon brauchen, was drinnen ist. Neh-
men Sie und machen Sie keine Umstände.“

Josephine sah verlegen dem Manne in sein
ehrliches Auge. „Ich beraube Ihre Gattin einer
Ueberraschung; ich habe nur meine Pflicht ge-
tan und verdiene kein Geschenk. Ich danke für
Ihren Willen, den ich gewiß zu ehren weiß.“
„Machen Sie mich nicht böse und nehmen
Sie und wollen Sie das Geschenk nicht um
der Mühe willen in Ihnen, die Sie mit meinen
Kindern wollen, so will ich Ihnen etwas erzäh-
len. Sind nun etwa fünf Wochen, als ich den
Pfarrer von G. auf der Kreuzstrasse traf. Wir
redeten dies und das, und da kamen wir auch

auf Sie. Ja, ja, fürchten Sie sich nur nicht,
denn was Sie tun, darf die ganze Welt wissen.
Erzählt mir da der Pfarrer, er hätte gerne für
die Kirche eine neue Statue der Muttergottes
gehabt und sich in der Predigt um Beiträge an
die Gemeinde gewendet. Als er nach dem Got-
tesdienst — nun, nun, was stecken Sie dem Kopf
so tief herunter! — als er nun nach dem Got-
tesdienste heimkam, da klopfte es an seine
Türe, Sie traten ein und gaben dem Pfarrer
fünfzehn Gulden. Sowie gab auch der Reichste
in der Gemeinde nicht, und Sie — Sie haben
alles hingeopfert, was Sie sich in einem Mo-
nate ferner erworben, denn ich weiß schon, wie
mit meiner Alten Kirchengeld zu essen ist; sie wirft
einem Stiel und Kern ins Gesicht, wenn sie ge-
rade ihren schlimmen Tag hat. Und wissen Sie
auch, was mir der Pfarrer gesagt hat? Das ist
ein goldenes Kind, ein rechtes Marienkind, hat
er gesagt, und die heilige Jungfrau wird sie
nicht verlassen. Nun will ich Ihnen etwas sa-
gen, klingt freilich ein bißchen eitel: denken
Sie sich, die Mutter Gottes schickt mich Ihnen,
um Ihnen zu danken und gibt Ihnen das Paket
da als ein kleines Stück von dem Bohne, den
Sie verdient haben — wollen Sie nun auch
noch nein sagen?“

(Fortsetzung folgt.)